

**Wie wollen solche an etwas glauben?**

Ein Vortrag im Anschluss an Andrej Tarkowskij's „Stalker“<sup>1</sup>  
von Thomas Schlereth

**[Abb. 1: Film-Still (Vogelperspektive auf Wasser in runder Fassung)]**

„Stalker“ stellt für mich einen Film dar, der auch nach wiederholtem Sehen nicht als verdaut gelten mag. Da ist etwas, das sich nicht so leicht abschließen und erledigen lässt. Ich möchte die Gelegenheit dieses Vortrags nutzen, um auf jene Stelle im Film zu fokussieren, die mich stets in besonderem Maße traf und mir nachging. Sie liegt am Ende des Films. Es geht um die Möglichkeit, von den eigenen Wünschen und Sehnsüchten enttäuscht werden zu können und davor Angst zu haben. Möglicherweise stimmen inneres und äußeres Bild meines Wünschens nicht überein. Woher käme diese Differenz?

**[Abb. 2: Verortung im Film (Schluss-Szene in der Zone)]**

Beim Schriftsteller wie beim Professor verhält es sich mit der Angst vor dieser Differenz ähnlich: Sie wird am Ende übermächtig. Keiner von beiden betritt das Zimmer. Alles soll lieber so bleiben wie es war: Manche Wünsche innen (heimlich und unheimlich zugleich), andere Wünsche außen (gesellschaftsfähig zumindest der Möglichkeit nach).

Aber wahrscheinlich ist diese Unterscheidung und Trennung von inneren und äußeren Wünschen nach der Reise in die Zone eine andere geworden. Vielleicht wird dieses Soll seelischer Ordnung nicht mehr einfach so da sein und stabil bleiben. Stattdessen dürfte es – zumindest ein Stück weit – fraglich geworden sein: Was hat es auf sich mit dieser Trennung, diesem Eigenleben der Wünsche in mir? Wie kommt es dazu? Welche Auswirkungen mag das weiter auf mich haben?

Mich interessiert der Raum, mich interessieren die Umstände, in denen es möglich ist, solche Fragen zu stellen und kreisen zu lassen. Und mich interessiert die Tatsache, solche Fragen stellen zu können / mich ihnen zu stellen – auch und gerade, wenn gar nicht absehbar ist, ob sich eine überzeugende Antwort finden lässt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Fragen auch nur im Ansatz beantworten werde können. Aber die Frage kann ich stellen / mich ihr stellen:

Von den eigenen Wünschen und Sehnsüchten enttäuscht sein können und davor Angst zu haben.

**[Abb. 3: Schluss-Szene außerhalb der Zone (Stalker am Boden vor Bücherregal)]**

Der Stalker hält sich zum einen heraus aus dieser Frage, zieht sich zurück auf seine Rolle als Vermittler. Er ist derjenige, der hinführt, und er möchte es auch bleiben. Hier sieht er seine Mission, seinen äußeren Wunsch.

Zum anderen reagiert er auf die Angst, die den Schriftsteller wie den Professor davon abhält, über die Schwelle des Zimmers zu treten. Er bezieht Stellung dazu, indem er in einer nachträglichen emotionalen Erregung auf das Problem des Glaubens bzw. des Nicht-mehr-glauben-Könnens zu sprechen kommt.

---

<sup>1</sup> Stalker, Regie: Andrej Tarkowskij, Sowjetunion, Mosfilm, 1979, ca. 163 Minuten

Diesen letztgenannten Aspekt möchte ich im Folgenden genauer betrachten: Der Stalker wirft dem Schriftsteller und dem Professor weder einen Mangel an Mut noch einen Mangel an Authentizität vor. Beides läge mehr als nahe. Wie kommt er stattdessen auf den Begriff bzw. die Sache des Glaubens? Was könnte hier gemeint sein mit „Glauben“?

**[Abb. 4: Text der Schluss-Szene (1)]**

„Jetzt hast du’s aber gesehen: sie haben leere Augen. Sie denken jede Minute nur daran, ihren Preis zu halten, sich möglichst teuer zu verkaufen. Sie wollen alles bezahlt haben, jede seelische Regung. Sie wissen, sie sind was in der Welt. Sie sind die Berufenen. Sie leben ja nur einmal. Wie wollen solche an etwas glauben?“<sup>2</sup>

Die Klage des Stalkers macht sich zuerst am Motiv der leeren Augen fest. Das Gedicht, das den Film kurz darauf zu seinem Ende kommen lässt, tritt dazu in Kontrast:

**[Abb. 5: Text der Schluss-Szene (2) – Motiv der Augen]**

„Ich liebe deine Augen. Du webst  
das wunderbare flammende Spiel.  
Wenn du sie plötzlich erhebst  
und ein kleiner Blitz steht ins Ziel.  
Ach, wüsst’ ich was du trägst...“<sup>3</sup>

**[nochmals Abb. 4: Text der Schluss-Szene (1)]**

Zurück zur Klage des Stalkers. Darin folgt das Motiv dauerhafter und vehementer Selbstvermarktung: „sich möglichst teuer zu verkaufen“. Diese Orientierung mündet in die Verrechnung und Berechnung von allem durch dasselbe Mittel, Geld. Die universale Monetarisierung reicht schließlich bis hin zu „jeder seelischen Regung“. Dann die Sätze:

„Sie wissen, sie sind was in der Welt. Sie sind die Berufenen.“

Das, was andernorts als gesundes Selbstvertrauen erachtet und für nötig und wünschenswert gehalten wird, gilt dem Stalker offensichtlich als problematisch. Für ihn scheint es nicht Ausdruck von Stärke, sondern eher von Überheblichkeit zu sein: Das Wissen, etwas zu sein und darstellen zu können; eine Berufung zu erhalten und zu verkörpern. Die Begründung, die er in diesem Selbstverständnis erblickt, lautet:

„Sie leben ja nur einmal.“

Mir scheint, bei diesem Argument geht es nicht primär um ein Leben nach dem Tod oder irgendeine andere Form von Daseinsfortsetzung. Stattdessen höre ich aus den Worten des Stalkers den Hinweis auf ein Problem: Das Problem, mit welcher Bestimmtheit das gerade gelebte Leben für das Einzige gehalten wird. Gewiss, wer wollte behaupten, er wisse mit Sicherheit um den Lauf der Dinge nach dem Tod? Und sicher macht es auch weiterhin Sinn, die Kritik Nietzsches im Blick

---

<sup>2</sup> zit. n. Norbert P. Franz (Hrsg.): *Stalker – Protokoll des Films in der Original- und der deutschen Synchronfassung*; übers. v. Wolfgang Woizick, Potsdam 2009, S. 100

<sup>3</sup> Ebd. S. 101. Das Gedicht, hier nur auszugsweise zitiert, stammt von Fjodor Tjutschew. Vgl. Andrej Tarkowskij: *Die versiegelte Zeit – Gedanken zur Kunst, zur Ästhetik und Poetik des Films*, übers. v. Hans-Joachim Schlegel, Berlin/Frankfurt a.M. 1985, S. 222.

zu behalten, wonach sämtliche Jenseitsvorstellungen die Gefahr in sich bergen, das Diesseits, die Gegebenheiten des Lebens hier und jetzt abzuwerten. Allerdings: Wer wollte umgedreht behaupten, er wisse mit Sicherheit, er könne alles Mögliche nach dem Tod ausschließen? Und warum sollte die Tatsache der Ungewissheit jeden Bezug auf Möglichkeiten nach dem Tod verbieten?

Erneut ein Punkt, an dem es möglich ist, eine Frage zu stellen ohne Aussicht auf eine nahe, plausible Antwort. Aber irgendetwas macht es möglich, die Frage zu stellen.

Nun, so überheblich wie es ist, zu behaupten, von den Angelegenheiten nach dem Tod etwas zu wissen, so überheblich ist es wohl auch, den Rückschluss daraus zu ziehen, die Frage nach diesen Angelegenheiten, die Beziehung zu dieser Frage und ihrem Gegenstand für nicht-relevant und erledigt zu erklären. Und als überheblich muss es in der Folge wohl auch gelten, danach zu leben, dass alles Mögliche nach dem Tod nicht von Relevanz ist.

An der Frage des Nur-einmal-Lebens hängt vielleicht stattdessen eine Verantwortung, auch wenn eine Antwort außer Reichweite liegt.

Wenn sich der Modus, der Weltzugang des Wissens für die einzige Möglichkeit, den einzigen Zugang hält, wird es hier kaum weiter gehen. Mit offen bleibenden Fragen tut sich das Wissen von Haus aus schwer. Es ist sicher kein Zufall, dass die berühmte Wendung von Sokrates „Ich weiß, dass ich nichts weiß.“ gerade in jenem Zusammenhang fällt, in dem er in einem zweifelhaften Prozess zum Tode verurteilt wird.<sup>4</sup>

#### **[Abb. 6: Duchamp-Text zum Glauben]**

Ein anderer Querkopf, der die Verabsolutierung des Wissens in Zweifel zieht, ist Marcel Duchamp. Ich zitiere aus einem Interview Ende 1955:

„Ich liebe das Wort ‚glauben‘ . . . zu glauben. Dinge zu glauben ist mehr . . . ich denke, im allgemeinen wenn die Leute sagen ‚ich weiß‘, dann wissen sie nicht, sie glauben.“<sup>5</sup>

Das hieße in den Worten des Stalkers: „Sie glauben, sie sind was in der Welt. Sie glauben, sie sind die Berufenen. Sie glauben, sie leben ja nur einmal.“ Der Stalker liegt vor einer Bücherwand. Offensichtlich geht es nicht um eine einfache Entgegensetzung von Wissen und Glauben, sondern um Formen deren Verschränkung. Hier kommen Duchamp und der Stalker für mich zusammen: Die Menschen glauben zu wissen; sie wissen aber nicht, dass sie glauben.

Die Überheblichkeit des Wissens, des nicht-gewussten Glaubens, verstellt in der Folge den Blick, schränkt seine Weite ein. Nochmals: Weder Duchamp noch der Stalker reden dem Unwissen das Wort. Die von ihnen getroffene Unterscheidung und Kontrastierung von Wissen und Glauben spielt auf einer anderen Ebene: Es geht darum, wie sich Wissen und Glauben jeweils zu sich selbst und ihrem Kontrapart verhalten.

#### **[Abb. 7: Letzte Einstellung Zone]**

---

<sup>4</sup> Platon: Des Sokrates Apologie, 21d

<sup>5</sup> Marcel Duchamp: Interviews und Statements; gesammelt, übersetzt und annotiert von Serge Stauffer, Stuttgart 1992, S. 61

Dann stellen sich folgende Fragen: Weiß ich um die Unvollständigkeiten dessen, was ich Welt nenne? (Sie wissen, sie sind was in der Welt.) Weiß ich um die Fragwürdigkeit dessen, was mir meine Berufung scheint? (Sie sind die Berufenen.) Weiß ich um die Unbestimmtheit dessen, was ich Leben nenne? (Sie leben ja nur einmal.)

Die Angst vor der Möglichkeit, von den eigenen Wünschen enttäuscht zu werden . . . Diese Angst als ein Problem weder von Mut noch von Authentizität, sondern von Glauben aufzufassen . . . Ich versuche, auf den Ausgangspunkt zurückzukommen: Vielleicht kann dieser Angst – nun im Umkehrschluss – mit besonders mutigem oder besonders authentischem Handeln gar nicht angemessen beigegeben werden.

Glauben wäre dann – im weiteren Umkehrschluss – eine Form und Möglichkeit des Nicht-Handelns: Ein Raum, in dem ich nicht wissen können muss, was ich bin und am besten darstelle; in dem die Berufung meines Daseins, sowohl die Aufforderungen an mich als auch meine Aufforderungen an die Welt, fragwürdig sein kann; in dem die Frage als Frage Raum hat, warum und wofür ich in der Welt bin (oder die Welt in mir oder beides oder beides nur ein Stück weit oder keines von beidem). Glauben wäre dann weiter ein Raum, in dem mir diese Fragen so offen wie eh und je gegenüber- und entgegenstehen können; und ja, ein Raum, in dem – oder bereits auf der Schwelle zu dem – mir aufgeht, dass ich für eine Angst empfänglich bin, zu dieser Angst begabt bin, diese Angst nun in mir trage, dass mich meine Wünsche enttäuschen können.

Vielleicht ist es ein Geschenk für den Schriftsteller und den Professor – und ich fasse es abschließend nochmals allgemeiner: Vielleicht ist es ein Geschenk für den Künstler wie den Wissenschaftler, nicht nur körperlich halbwegs unbeschadet wieder herausgekommen zu sein aus der Zone. Vielleicht ist es auch ein Geschenk, dass sie durch ihre Reise nun eine etwas weitere Perspektive auf sich selbst vor sich sehen. Eine Perspektive, die über die Horizonte des wissenschaftlichen Wissens und der kulturellen Kompetenz hinausragt. Eine Perspektive, die nicht nur zusätzlich und darüber hinaus, sondern auch und vielleicht gerade im Bekannten und Vertrauten mit dem Angebot konfrontiert, den eigenen Glauben in den Blick zu nehmen. Was glaube ich zu wissen, zu hoffen, zu wünschen? Ob der Künstler und der Wissenschaftler im Licht dieser Fragen ihren Platz in der Welt und ihre Berufung behalten werden können und behalten werden wollen, ist dann von Neuem offen.